

Was ist ein gutes Bild?

- + Olympus. Jahr der Entscheidungen
- + ViennaPhotoBookFestival. Gelungene Premiere
- + Im Gespräch. Heinz Zak
- + Fotografenportrait. Harry Fayt
- + REM Mannheim. Robert Mack & Grace Zaccardi

Gut ins Bild gesetzt

Unter dem Titel „Was ist ein gutes Bild?“ veranstaltete die Sektion Wissenschaft und Technik der DGPh in Hannover ein Symposium. Zwischen objektiven Normen und subjektiven Empfindungen, zwischen Qualität und Bedeutung, Bild und Fotografie positionierten sich die Referentinnen und Referenten. Das ergab nicht nur in der Summe ein interessantes Portfolio.



Rainald Fageth

Wenn die Frage „Was ist ein gutes Bild?“ von einer Wissenschafts- und Technikgruppe gestellt wird, dann vermutet man Antworten, die außer Ingenieurs-Insidern keiner versteht – und außer dieser Zielgruppe auch keinen wirklich interessiert. Die DGPh Sektion hatte ihr Symposium und die Vortragsthemen wohlweislich ganz anders deklariert – nämlich in der ganzen Breite und unter Einbeziehung unterschiedlicher Perspektiven, die die Beantwortung der gestellten Frage, was denn nun ein gutes Bild sei, voraussetzt. Zu Wort kamen Künstler, Kommunikations-Theoretiker, Ingenieure, Wissenschaftler, Farbspezialisten und Druckfachleute. Verantwortlich für die Themenfindung und Zusammensetzung der

Vortragenden war die neue Sektionsleitung mit Reiner Fageth (Cewe) und Dietmar Wüller (Image Engineering) an der Spitze sowie der tatkräftigen Unterstützung von Hans Brümmer und Hella Hahm (beide DGPh). Wie interessant die Fragestellung und die Zusammensetzung der Referenten war, zeigte schon die Tatsache, dass sich über 170 Personen zu dieser Veranstaltung in Hannover angemeldet hatten – für DGPh-Verhältnisse ein geradezu rekordverdächtiges Zuhörer-Niveau.

Bild ist nicht gleich Fotografie

Und dann ging es hinein ins Thema. Nach einer kurzen Einführung in die Fragestellung des Symposiums durch Reiner Fageth ging der Künstler Elger Esser ans Pult, einer der vielen, aber dennoch ein besonderer „Becher-Schüler“, dessen Bilder derzeit im Kunstmarkt stark angesagt sind. Esser hielt sich nicht lange mit Einführungen und „Warm-Laufen“ auf, sondern er startete einen brillanten, bravourösen Perforce-Ritt durch die Entwicklungsgeschichte der Bedeutung des Lichts für den Menschen, beginnend in der griechischen Mythologie (Helios) und Philosophie (Platon) über die Kunstgeschichte hinein ins 19. Jahrhundert zu den Fotografie-Urvätern Talbot und Niepce, den Thesen des Philosophen Baudelaire bis hin zu den Foto-Philosophen der Neuzeit wie Walter Benjamin, Roland Barthes und Vilém Flusser. Und selbstverständlich zitierte er häufig seinen Lehrmeister Bernd Becher, beispielsweise den Satz über die Absicht, ein Bild zu machen: „Man sollte eine Geschichte zu erzählen haben.“

Im Laufe des Vortrags formulierte Esser etliche weitere Statements, die alleine schon ein Symposium wert sind wie: Verlorenes kann man wiederfinden, Vergangenes ist endgültig vorbei. Oder: Es gibt nicht das „gute Bild“. Es gibt einige „gute Bilder“. Aber es gibt sehr viele „schlechte Bilder“. Esser unterscheidet klar die Begriffe „Bild“ und „Fotografie“. Neben vielen weiteren Unterscheidungsmerkmalen der Bedeutung beider Wörter ist eines besonders einprägsam: „Um ein Bild zu machen, braucht man Träume, Herz, Liebe und eine Seele.“ Und: „Ein Bild ist die Frucht möglichst weniger Kompromisse. Eine Fotografie kann mit Kompromissen leben.“ Bilder sind die „Objektivierung eines seelischen Zustandes“, sie entstehen „aus dem Unbehagen, das sich aus dem Innern wagt“. Dementsprechend fasste er die Begriffe am



Elger Esser



Karin Fromm



Dietmar Wüller

Ende wie folgt zusammen: „Ein Bild spiegelt eine innere, eine Fotografie spiegelt eine äußere Erscheinung.“ Esser lieferte, wie gesagt, einen furiosen Auftakt mit seinen Antworten, was seiner Meinung nach ein gutes Bild sei – und er lieferte das Thema eines neuen Symposiums, das Reiner Fageth bereits in Aussicht stellte: „Was ist eine gute (Bilder-)Geschichte?“

Ein schlechtes Foto kann ein „gutes Bild“ sein

Karen Fromm, Kunsthistorikerin und derzeit Verwaltungsprofessorin für „Fotojournalismus und Dokumentarfotografie“ an der Hochschule Hannover, näherte sich der Fragestellung anders, aber ähnlich überzeugend wie Esser. Zu Beginn zeigte sie eines der geblitzten Strand-Schnappschüsse von Martin Parr und zeigte anhand unterschiedlicher Zitate über dieses Bild, wie unterschiedlich es wahrgenommen und beurteilt werden kann. Jemand nannte es „falsch belichtet und nichtssagend“, für einen anderen ist es „die Ikonisierung britischen Standlebens“. Davon leitete Fromm die These ab: Ein schlechtes Bild kann ein „gutes Bild“ sein. Es gibt eben keinen Konsens darüber, was ein „gutes Bild“ ist, über seine Schönheit und Wahrheit, sondern es ist (auch) eine Frage des Kontextes, in dem das Bild jeweils steht.

Im Weiteren spezifizierte Fromm ihren Ansatz auf das Sub-Thema „Gute Bilder im Journalismus“, beginnend mit – wie kann es anders sein – den Fotogesichts-Schwergezwichten Robert Capa und Robert Frank als Beispiele für die „Lesbarkeit“ von Pressefotos als oberstes Ziel dieser Spezies. Fromm: „Pressefotografen machen die Welt zugänglich, lesbar und eindeutig“, was in sich einen Widerspruch darstellt, weshalb sie ergänzte: „Pressefotografen vermitteln dem Betrachter, dass die Welt lesbar ist.“ Im Folgenden führte sie einen einprägsamen und in der Pressefotografie immer wichtigeren Begriff ein: die „Unschärferelation“. Das bedeutet: Bereits die Bürgerkriegsbilder von Capa wirken unter anderem deshalb so authentisch, weil sie leicht unscharf sind und dadurch dem Betrachter das Gefühl geben, der Fotograf sei mit-tendrin im Geschehen gewesen und nicht nur entfernter Beobachter. Diese „Unschärferelation“ wurde im Irak-Krieg weiter perfektioniert – bis hin zu unkenntlichen, grünlich-gelben Farbklecksen, Bildern, die die nächtlichen US-Angriffe zeigen, ohne konkret etwas zu zeigen. Fromm: „Je näher wir der Realität kommen, desto unschärfer und verwackelter wird sie.“

In einem dritten Teil ihres Vortrags beschäftigte sich Karin Fromm mit dem Buch „Ray’s a laugh“ des Fotografen Richard Billingham, in welchem er in (bewusst) amateurhaften Knipsbildern das Leben seiner Familie in Wort und Bild schildert. Die Erkenntnis, dass es so etwas wie eine „Ästhetik des schlechten Bildes“ gibt und dass

letztlich der Kontext über den Nutzen auch von schlechten Bildern entscheidet, war vorhersehbar. Fromm vergaloppierte sich dann leider am Ende ihres ansonsten hervorragenden Vortrags, indem sie den Bedeutungen der „schlechten Fotos“ durch die Anwendung von schulmeisterlichen Bildgestaltungsregeln auf den Grund zu kommen versuchte. Völlig richtig dann aber ihr Schlussplädoyer: „Das Gegensatzpaar „gutes“ und „schlechtes“ Bild funktioniert nicht.“

Bildqualität: Messen, Erfassen, Reproduzieren

Zumindest nicht in Philosophie und Wahrnehmungstheorie, möchte man einschränkend sagen, denn der nächste Redner, Dietmar Wüller (Image Engineering), ging der Symposiums-Frage mit der Darstellung von Messtechnik und ingenieursgetriebener Logik auf den Grund. Wüller skizzierte ein „Test-Dilemma bei Fotozeitschriften hinsichtlich der Bildqualität.“ Fotomagazine wollen und brauchen Rankings, so Wüller, um Logos als Qualitätssiegel für Produkte verteilen zu können. Basis des Testens bildet dabei die DIN 15707 „Leitfaden für das zuverlässige Testen von digitalen Kameras“. Dies funktioniert im Prinzip auch empirisch über die Beurteilung von Bildern, was aber nicht reproduzierbar ist. Der bessere Weg ist deshalb das Testen anhand von Messergebnissen. Im Pflichtenheft eines jeden Testers, der sich an der zitierten Industrienorm orientiert, stehen die Parameter Auflösung, Schärfe, Textur, Kompressionsartefakte, Eingangs- und Ausgangsdynamik sowie Kontrast. Des Weiteren werden die Leistung von Kamera-/Objektivkombinationen auf Bildrauschen, Farbreproduktionsgenauigkeit, optische Verzeichnung, Vignettierung und Weißabgleich messtechnisch untersucht.

Die große Problemzone des Testens ist nach wie vor der Autofokus. Wüller, einer der anerkanntesten Tester weltweit, schockte die Zuhörer mit folgendem Ergebnis aus tausenden von Testvorgängen: Einzelne Kamera- und Objektivkombinationen können bei einer Reihe von zehn Auslösungen hintereinander bezüglich ihrer Schärfeleistung um bis zu 80 Prozent voneinander abweichen. Das heißt im Klartext: Man macht zehn Bilder hintereinander, von denen das dritte annähernd scharf ist aber beispielsweise die siebte oder achte Aufnahme ist fast komplett unscharf. Diese „Unverträglichkeit“ zwischen (auch sehr teuren) Kameras und einigen Objektiven betrifft alle führenden Hersteller und dabei – das ist ein echtes Dilemma – nicht nur die jeweiligen Modelle, sondern vielmehr jedes einzelne Produkt. Das heißt im Umkehrschluss: Während das Objektiv mit der Seriennummer 123 an der Kamera mit der Seriennummer 456 bestens funktioniert, können die Probleme bei den gleichen Modellen, aber anderen Seriennummern, durchaus auftreten. In diesem Zusammenhang erklärte Dietmar Wüller

DIN 15707

Tests, basierend auf messtechnischer Auswertung



14.06.13 www.image-engineering.de

Das Hauptproblem heute: Autofokus

- » Egal welcher Hersteller, mehr als 80% aller Servicefälle sind Fokus bezogen.
- » Bei keinem funktioniert der Autofokus mit allen Objektiven zuverlässig.
- » Es gibt Kombinationen bei denen ist fast jeder Schuss ein Treffer, bei anderen funktioniert der AF so gut wie gar nicht und bei den meisten ist es ein Glücksspiel.

14.06.13 www.image-engineering.de

BETRACHTUNG DER BILDVERARBEITUNGS-FUNKTIONEN

Der Trend geht zum Zweitbild (Mehrfachbild)

- » HDR (Canon Powershot 595 drei Bilder, Nikon D-Lighting)
- » 3D (Nij i3, Minze FX3D, Panasonic 3D optik)
- » Video (Bild und Ton)
- » Low Light (Rohde CVA Sony TX9)
- » „High speed full resolution“ Serienbilder (Sony a55)
- » Best Image Selection (Canon Kompaktkamera)
- » Geotagging (Casio EXILIM Hi-Zoom EX-H200)
- » Panorama (Jewap Panorama Sony motion panorama Fuji)
- » Schärfedeckung
- » Miniatureffekt durch Verringerung der Tiefenschärfe (Canon Kompaktkamera)

14.06.13 www.image-engineering.de



Philipp Sandhaus

Kontext: Soziales Netzwerk

Ziele

- ▶ Ableiten der sozialen Nähe zweier Fotos
- ▶ Bestimmen der personenbezogenen Wichtigkeit
- ▶ Gruppierung von Fotos nach sozialem Netz

Ansatz

- Gesichtsdetektion und -erkennung
- Ableiten eines Beziehungsgraphen
 - Häufigkeit gemeinsames Vorkommen
 - Räumliche Nähe
 - Anzahl anderer Personen auf Fotos

12

Grenzen automatischer Bildbewertung

Voraussetzung für ein algorithmisches Bewertungsverfahren ist

1. Es ist bekannt, welche Merkmale ein Bild ansprechend machen
2. Diese Merkmale sind (mehr oder weniger zuverlässig) messbar

- -> Dies ist vielen Fällen nicht der Fall

Subjektivität

- Ästhetik liegt im Auge des Betrachters
- Subjektiver Bildkontext

Grenzen sind fließend

- Nur kleine Veränderungen können den gesamten Bildeindruck verändern
- Diese Unterschiede sind mit ohnehin unscharfen Verfahren oft nicht messbar

Seite 19

aber, dass „Rettung“ in Sicht sei: Diese Autofokus-Problematik tritt nur beim so genannten Kontrast-Autofokus auf, weil bei diesem System – in DSLR-Kameras – der AF- und der Bildaufnahmesensor getrennt arbeiten. Bei modernen Systemkameras ohne Spiegel jedoch werden so genannte Phasen-Autofokussysteme oder Hybrid-AF-Systeme (Koppelung von Phasen- und Kontrast-AF) verwendet, bei denen der AF- gleichzeitig auch der Bildaufnahmesensor ist.

Der Referent gab im Folgenden weitere Beispiele aus seiner langjährigen Erfahrung, was messtechnisch „gute Bilder“ sind. Auch hier kommt es stark auf den Kontext an: Die Qualität eines Videobildes einer Überwachungskamera muss ganz andere Anforderungen erfüllen als beispielsweise ein Bild eines Satelliten aus dem Weltraum oder eines Handysfotos, der einen Schnappschuss für seine Facebookseite schießt. Am Ende bricht er selbstverständlich eine Lanze für die Tester-Zunft und stellt sicherlich zu Recht fest: „Ohne objektive Tests wäre die digitale Fotografie heute nicht da, wo sie ist.“



Wie um diese Aussage zu konterkarieren startete der nächste Redner, Volker Zimmer und Wanja Szypura von Leica Camera, mit Charts, auf denen die Vorteile des analogen Films bejubelt wurden. Man hatte im Folgenden den Eindruck, besonders Volker Zimmer müsse sich schweren Herzens in seinem Beitrag der digitalen Fotografie widmen und würde viel lieber über die guten alten Analog-Zeiten schwärmen. Ansonsten tauchte dieser Teil des Symposiums etwas zu tief in die spezifische Welt der Leica Kameras ein, ohne der Beantwortung der Frage „Was ist ein gutes Bild?“ weitere Impulse geben zu können.

Von guten, schönen und wichtigen Bildern

Sabine Thieme (Cewe) ging der Frage aus Sicht der Konsumenten (Knipser, Amateurfotografen) auf den Grund: „Warum gibt es so viele Fotos mit ähnlichem Inhalt?“ Hochzeiten, Fotoshootings, Geburtstage, Sonnenuntergänge, Ferien – die Anlässe, ein Erinnerungsfoto zu machen, gleichen sich im Wesentlichen. „Die Menschen fotografieren so lange, bis etwas dabei ist“, so Thieme. Und was machen sie dann mit den vielen Bildern? Wie trennen sie gute von schlechten, brauchbaren von unbrauchbaren Fotos? Welche objektiven, welche subjektiven Entscheidungskriterien gibt es? Genau um diese Fragen geht es Sabine Thieme in ihrer täglichen Arbeit, um Algorithmen für den Cewe Fotobuch Assistenten zu entwickeln. Dabei werden die Bildermengen der Konsumenten zunächst nach Schärfe, Belichtung, Farbe und Ähnlichkeit der Motive gecheckt und jeweils mit Punkten versehen. Die Konsumenten selbst können darüber hinaus eigene, subjektive Parameter einstellen und Bewertungen vornehmen, es werden Gruppen gebildet und Seitenverteilungen vorgenommen. Des Weiteren können Gestaltungsregeln, Gestaltungselemente, bevorzugte Regionen im Bild, Landkarten nach Geodaten, Personenerkennung und die Integration in Soziale Netzwerke eingestellt werden. Die Arbeit dieses „Assistenten“ bei der Fotobuchgestaltung ist keine Bevormundung des Kunden, wie Thieme betont, sondern eine gut geeignete Basis, um selbst gestalten zu können.

Wie bekommt man Bildkriterien durch Algorithmen in den Griff? Während Sabine Thieme die Frage nach dem „guten Bild“ von der Anwendungspraxis her beantwortete, näherte sich ihr Kollege Philipp Sandhaus dem Thema von der grundsätzlichen Seite her: „Warum gefällt uns ein Foto?“ Er macht zunächst eine so genannte



Sabine Thieme



Heinz-Jürgen Groß



Andreas Stephan

„semantische Lücke bei der Bildbewertung“ aus. Eine semantische Lücke beschreibt den bedeutungsbezogenen Unterschied zwischen zwei Beschreibungen eines Objekts, der dadurch entsteht, dass verschiedene Sprachen gewählt werden. Dieser in der Informatik verwendete Begriff wird im Allgemeinen dort deutlich, wo ein Abbild des realen Lebens in eine formale, maschinell verarbeitbare Repräsentation übertragen werden muss. Sandhaus skizzierte den Weg „vom Merkmal eines Bildes bis hin zu einem Image Feature“, welches man als Algorithmus definieren und damit anschließend anwenden kann. Seine Frage lautet demnach leicht verändert: Was ist für mich ein gutes Bild?

Die Auflösung der Frage erfolgt durch die Nutzung (habe ich das Bild öfters angeschaut?), den Inhalt (stimmt die Komposition, ist es scharf) sowie den Kontext (wieviele Likes hat es, in welchem Zusammenhang steht es). Eine der Schlussfolgerungen seiner Forschungen: Die Nutzungshistorie eines Mediums reflektiert seine Bedeutung. Aber es gibt anscheinend keinen Zusammenhang zwischen der Betrachtungszeit eines Fotos und der Bedeutung für die Auswahl für ein Fotobuch – was man ja durchaus meinen könnte: Wenn ein Konsument ein Foto lange betrachtet, ist es für ihn besonders wichtig und er möchte das dann auch in seinem Fotobuch haben. Sehr wohl gilt aber: Lange betrachtete Ereignisse auf mehreren Bildern werden auch im Fotobuch repräsentiert. Die Einblicke des Vortrags in die systemtheoretischen Hintergründe, die hinter einem zunächst simpel anmutenden Fotobuchassistenten stecken, zeigen die Summe unterschiedlicher Selektionsverfahren von Fotos. Letztlich gehen sie der Frage auf den Grund, inwieweit sich objektive und subjektive Bildkriterien, also Messdaten und Geschmack, in Algorithmen definieren und damit die Auswahl eines „guten Bildes“ automatisieren lässt.

Warum Farbmanagement (k)ein gutes Bild macht

Heinz-Jürgen Groß (DeltaE) gilt seit Jahrzehnten als profunder Kenner des Themas Farbmanagement und so versuchte er in seinem Vortrag, dem „guten Bild“ von dieser Seite auf die Spur zu kommen: Wenn Pixel auf Profile treffen. Auch er begann mit den Ergebnissen empirischer Untersuchungen, was aus Sicht der Verbraucher ein gutes Bild ausmacht: „Schärfe und Bildrauschen werden als Negativfaktoren überbewertet. Menschen finden ein Bild schön, wenn Sättigung, Helligkeit und Farbe stimmen – und zwar in der Wichtigkeit in dieser Reihenfolge.“ Im Folgenden definierte er gute Bilder aus Sicht des Farbmanagements, räumte aber auch ein, dass messtechnisch einwandfreie, nach allen Regeln des Farbmanagements gedruckte Bilder nicht unbedingt den Konsumenten gefallen. Im Weiteren hob er – zu Recht – auf die besondere Bedeutung der ICC Profile ab, die für alle an einem Bildproduktionsprozess beteiligter Geräte eine einheitliche, untereinander verständliche Sprache bieten: „ICC Profile erlauben die Einrichtung eines medienneutralen Workflows“ – und damit stellen sie eine Bedingung dar für eine weitere Variante des „guten Bildes“. Besonders herausstellen muss man bei dem Vortrag von Groß aber die Art und Weise, mit der er das an sich trockene Thema mit viel Witz und Selbstkritik präsentierte – ein rhetorisches Highlight. Ein Beispiel, hier die Antwort auf die Frage eines Kunden, wie er seine Bilder heller bekommt: „Ihr Ausdruck ist zu dunkel? Drehen Sie die Helligkeit ihres Monitors hoch und speichern Sie neu ab.“

Dr. Matthias Lehmann, Imaging Solutions, Schweiz stellte im Anschluss Viesus vor, ein Programm von Image Solutions, das weltweit im Einsatz ist, unter anderem auch bei Cewe. Die automatische Bildverbesserung beruht bei diesem System auf empirischen ästhetischen Erfahrungswerten. Absolute Bewertungen, so Lehmann, seien praktisch unmöglich: „Es geht bei Bildprodukten für Konsumenten nicht um Kunstwerke, sondern um qualitativ gute Fertiggeräte.“ Lehmann gab einen Überblick über die Problemstellungen bei Bildkorrekturen wie die automatische Behebung des Rote-Augen-Effekts. Den entwickelten und verwendeten Algorithmen gelingt es in mehr als 90 % der Fälle, die richtigen Korrekturen durchzuführen. Aber es gibt eben Beispiele, die für das menschliche Auge leicht zu lösen sind, etwa das Erkennen von roten Kirschen auf einer Torte, an denen automatische Korrekturalgorithmen (bisher) scheitern.

Den Abschluss des Symposiums bildete Andreas Stephan, Epson Deutschland, dessen Vortrag großformatige Inkjetprints zum Thema hatte. Eine seiner Thesen: Pigmentierte Inkjetprints von heute erzeugen haltbarere Bilder als klassische Farbbilder früher. Die Bedingung für die Wahrheit dieser Aussage, so Stephan, ist jedoch die Verwendung „geeigneter, langzeitstabiler Druckmedien“. Und was ist seiner Meinung nach ein gutes Bild? „Ein Bild ist ganz einfach dann gut, wenn der Kunde zufrieden ist.“ Ein weiteres Thema seiner Ausführungen: Kompressionsartefakte werden bei der Generierung von Bilddateien oft verstärkt. Die Lösung: „Als Faustregel sollte man eine Mindestauflösung von 180 dpi verwenden, um die notwendige Ausgangsgröße (= Anzahl der Pixel in x- und y-Richtung) für einen großformatigen Print zu bestimmen.“

Das gute Bild als gutes Beispiel

Zwischen Messungen und Normen auf der einen und Wahrnehmungsphysiologie und Geschmack auf der anderen Seite – so breit zeigen sich die Antworten auf die Frage, was ein „gutes Bild“ ist. Dass es keine eine, verbindliche Antwort auf diese Frage geben kann, ist dabei eher Vor- als Nachteil. Es zeigt, wie unterschiedlich und tief das Bild im Allgemeinen und das Foto im Besonderen in allen möglichen Prozessen integriert ist – und wie sich daraus die Unterschiedlichkeit dessen, was „gut“ ist, ergibt. Die neue DGPh-Sektionsleitung um Reiner Fageth und Dietmar Wüller hat jedenfalls nicht nur mit dem Thema, sondern vor allem auch dem Mix der Referenten ein gutes und kompetentes Händchen bewiesen. Es werden hoffentlich noch viele weitere Veranstaltungen dieses Kalibers folgen. Und für die anderen DGPh-Sektionen gilt: Das Symposium in Hannover hat nicht nur gezeigt, was ein „gutes Bild“, sondern auch was ein „gutes Beispiel“ für DGPh-Veranstaltungen ist.

Wolfgang Heinen